

Die Capol und ihr Schlösschen in Flims

Autor(en): **Fravi, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **24 (1982)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Capol und ihr Schlösschen in Flims

von Paul Fravi

Die Familie Capol

Es ist zwar nicht eine feste Regel, aber eine im Laufe der Geschichte nicht wegzuleugnende Tatsache, dass Familien, welche es zu Namen und Rang gebracht haben, nach einer mehr oder weniger langen Blütezeit wieder in die Vergessenheit und Anonymität zurücksinken. Graubünden war besonders reich an solchen Familien, unter denen die Capol ein bezeichnendes Beispiel von Aufstieg, Blüte und Verlöschen eines Geschlechtes bieten. Ihr Ursprung liegt im Dunkeln. Es ist eine Eigenart vieler Familien in der Surselva, dass sie ihre Namen aus einem freien Hofgut, einer Casa, herleiten, die sich in der Folge vom 12. Jahrhundert an, als sich unsere Familiennamen zu bilden begannen, mit einem Vornamen, einer Ortsbezeichnung, einer Eigenschaft u. a. verquickt und damit den Geschlechtsnamen ergeben hat. Dafür gibt es weit mehr als hundert verschiedene Beispiele: Calonder = Casa Leonhard, Casutt = Casa sut (unten), Caflisch = Casa felix (glücklich), und darunter auch die Capol, welche aus der Casa des Paul oder Pol stammen. Da das Romanische sich erst später zu einer Schriftsprache ausgeweitet hat, wozu in der Surselva hauptsächlich die Übersetzung des Neuen Testaments durch den früheren Flimser Pfarrer Luzi Gabriel im Jahre 1648 beitrug, ist es erklärlich, dass es noch recht willkürlich geschrieben wurde. In bunter Verschiedenheit wurde der Name Capol, je nach Aussprache und dem Kanzlisten, der ein Schriftstück abzufassen hatte, bald so und bald anders geschrieben. So sind, mit und ohne Adelspartikel, allein im Urkundenbuch der Ge-

meinde Flims folgende verschiedene Schreibarten festzustellen: 1496 Ott von Cappal, 1569 Paull von Cappall, 1581 Rageth Capall, 1512 Joseph von Capal und Hertli von Capoll, 1648 Hercules a Capaulis, 1650 Hercules von Capaul, 1659 Benedict von Capol.

In einer Urkunde vom 15. April 1489 (Flimser Urkundenbuch Nr. 14) wird erstmals ein Hans von Capaul als «alter Vogt zu Ilantz» erwähnt. Wenn man bedenkt, dass dieser Hans von Capaul † 1493 zu seinen Lebzeiten schon 75 Nachkommen zählen konnte und Wolf von Capaul † 1563 gar deren 82, hält es schwer, namentlich beim Fehlen anderweitiger Urkunden, einen einigermaßen zuverlässigen Stammbaum aufzustellen. Das Geschlecht war über den ganzen Kanton verstreut. Im Lugnez, in verschiedenen Gemeinden der Surselva, im Münstertal waren sie katholisch, in Flims protestantisch. Ein Buch über die Familie Capol und ihre Schicksale zu schreiben, wäre ein Buch voll von Geschichte. Hier soll nur von den Flimser Capol die Rede sein, die seit dem 15. Jahrhundert in ihrer engeren Heimat eine bedeutende Rolle spielten. Vierzehn von ihnen amtierten als Landrichter des Oberen Bundes, andere waren Vögte zu Jörgenberg, Hohentrins, Fürstenau, Gesandte an ausländische Höfe. Manche waren Heerführer in ausländischen Kriegsdiensten, doch traten sie in Verbindung zu den fremden Höfen weniger hervor als z. B. die Planta, Salis und Travers. In seiner «Histoire Abrégée des Officiers Suisses qui se sont distingués aux services étrangers dans des grades supérieurs», Freiburg 1781, werden sie von François Girard

lobend erwähnt. Ihr beträchtlicher Wohlstand floss weniger aus fremdem Sold als vielmehr aus ihren Ämtern im eigenen Land und vor allem aus dem Veltlin.

Ob alle in den Drei Bünden ansässige Capol aus Flims stammen, ist ungewiss, doch waren die Flimser Capol eine der angesehensten Familien des Landes. Schon im 15. Jahrhundert führten sie das Prädikat Junker, und im Jahre 1489 erhielten die Vettern Hertli und Wilhelm von Kaiser Friedrich III. die Adelsbestätigung und einen Wappenverbesserungsbrief, während andere Zweige des Namens im einfachen Bauernstande verblieben. Ihr Wappen zeigt einen nach oben gerichteten Silberpfeil auf schwarzem Grund. In Ermangelung eines eigenen Gemeindesiegels benutzte Flims, auch wenn der Ammann aus einem anderen Geschlechte stammte, dasjenige der Capol als Gemeindesiegel zur Beurkundung, so gross war das Vertrauen in diese Familie. Erst nach dem Loskauf von Chur im Jahre 1538 führte die Gemeinde ihr eigenes Wappen und Siegel mit St. Martin zu Pferd.

Den eigentlichen, in die Weite dringenden Ruhm der Familie begründete Hans Capol, 1470–1560, Ammann zu Flims, Landrichter und Fähnrich in der Calvenschlacht 1499; nach dem Tode Benedikt Fontanas hatte er die Führung der Bündner in dieser Schlacht übernommen. Hans, 1497–1565, wahrscheinlich ein Bruderssohn des obgenannten Hertli, amtete einige Male als Landrichter des Oberen Bundes, trat in französische Kriegsdienste und stand im Namen der Drei Bünde im Jahre 1547 Pate bei der Taufe eines Kindes Heinrichs II. von Frankreich. Er starb im Flimser Pestjahr 1565. Sein Sohn Christoph, 1515–1564, wurde in Frankreich geboren, brachte es dort bis zum Hauptmann und kaufte später die Flims benachbarte Herrschaft Löwenberg. Der Chronist Campell bezeichnet ihn als einen der bedeutendsten Bündner seiner Zeit. Sein Neffe Rigett, von dem nur sein Todesjahr 1583 bekannt ist, war ebenfalls Landrichter des Grauen Bundes, Podestà im Veltlin, kaufte seine Heimatgemeinde im Jahre 1574 von den kirchlichen und 1583 von den politischen Hoheitsrechten frei, so dass Flims von nun an eine freie Gemeinde im Grau-

en Bunde war. Sein 1577 erbautes Herrschaftshaus liess er durch den Maler und Chronisten Hans Ardüser ausschmücken. Später wurde dieses Haus zum Hotel Bellevue und ging damit auch mancher seiner einstigen Schönheiten verlustig; ob der Haustüre, die vordem als gewölbtes Tor auf der Ostseite stand, steht die in Stein eingemeisselte Jahreszahl 1577 und darunter das Wappen mit dem silbernen Pfeil und den Buchstaben R.V.C. = Rigett von Capol.

Rigett Capol hatte drei Söhne, Hertli, Josef und Hans. Josef amtete von 1611 bis 1617 als Landeshauptmann im Veltlin, wurde als Mitglied der spanischen Partei 1618 vom Thusner Strafgericht gefoltert, verurteilt, mit hohen Busen belegt und des Landes verwiesen; trotzdem nach Flims zurückgekehrt, wurde er dort von Georg Jenatsch in seinem patriotischen Wahn 1621 umgebracht, wie auch der unglückliche Pompejus Planta in Rietberg ermordet wurde. Sein Haus wurde geplündert und dessen kostbarer Besitz in alle Winde zerstreut. Auch sein Bruder Hans starb eines gewaltsamen Todes. Er war Landeshauptmann im Veltlin und wurde anlässlich des Veltliner Mordes am 19. Juli 1620 in seinem Palast zu Tirano erschossen. Nur der dritte Bruder, Hertli, blieb in den Bündner Wirren verschont. Er war ein Doktor der Rechte und ein gewiegter Richter, Staatsmann und Ammann in Flims; 1653 ist er in Chiavenna gestorben. Von seinen drei Söhnen war Rigett ebenfalls Ammann in Flims und baute im Jahre 1618 das Herrschaftshaus neben dem «Bellevue». Von ihm stammt die sogenannte französische Linie, deren Nachkommen heute noch in Frankreich leben. Vor einigen Jahren hielt sich ein Vertreter derselben einige Zeit in Flims auf, um Nachforschungen über seine Vorfahren einzuziehen, doch hat man es leider unterlassen, Angaben über seine Person und seinen Wohnort festzuhalten, so dass über diese französische Linie vorläufig keine näheren Angaben bestehen. Durch seinen Bruder Benedict, 1649 bis 1663 Podestà in Sondrio und Morbegno und Landrichter des Oberen Bundes, kam das Schloss Untertagstein bei Thusis in den Besitz der Capol. Er starb 1683. Seiner Ehe mit Dorothea Schmid von Grüneck entsprossen zwei Söhne, von de-

nen Herkules, 1642–1706, sich an der von Bündnern oft besuchten Universität von Leyden zum Arzt ausbildete, wonach, wie François Girard in seinem oben erwähnten Werk mitteilt, «dégouté de cette profession, il entra en 1678 au service de France, comme Capitaine d'une compagnie grisonne dans le régiment de Stuppa l'ainé»; eine schwere Verwundung führte 1706 zu seinem Tode.

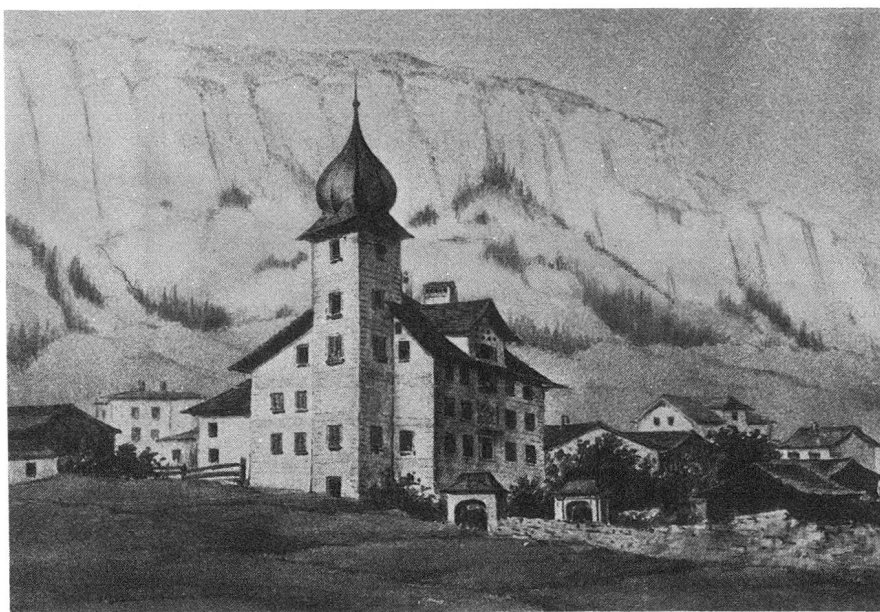
Im älteren Sohne Benedicts, Johann Gaudenz, 1641–1723, scheint die Geschlechterfolge der Capol ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Auch er erhielt eine akademische Ausbildung und wurde schon mit einundzwanzig Jahren Landammann des Hochgerichtes Flims. In seinem langen Leben bekleidete er die höchsten und zahlreichsten Ämter, die ein Mann seiner Prägung innehaben konnte. Er war in den Jahren 1689, 1701 und 1707 Landeshauptmann im Veltlin, Präsident der Veltliner Landessyndikatur, siebenmal Landrichter des Oberen Bundes, Hauptmann in spanischen Diensten, Bischöflicher Vogt zu Fürstenau, wurde Bürger von Chur und vom Bischof mit dem Stadttammannamt betraut, Abgeordneter zu den Bundestagen, Gesandter nach Österreich, Holland, England, wurde von König Wilhelm III. von England zum Ritter und Baronet ernannt, also im wahrsten Sinne ein «Mann von Geist und Gewalt», eine Kraftnatur, wie sie nur das Zeitalter der Renais-

sance hatte hervorbringen können. Er hat das verfallende Schloss Untertagstein wiederhergestellt und im Bewusstsein seiner landesumspannenden Macht in den Turmknauf einen Zettel mit dem etwas überheblichen Spruch «Wer etwas Besseres bauen will, der tue es und schweige still» einlöten lassen. An einer Sitzung im Flimser Rathaus ist er, vermutlich an einem Herzschlag, zweiundachtzigjährig friedlich entschlafen.

Mit dem Bau des Schlösschens in Flims hat Johann Gaudenz von Capol wohl am meisten zur Erinnerung des Namens seiner Familie an die Nachwelt beigetragen. Da seine Ehe mit Amalie von Schorsch kinderlos geblieben war, kam sein Besitz in andere Hände. Wohl haben auch nach ihm noch manche Träger seines Namens in Tat und Ehren gelebt und gewirkt, aber der Glanz, der über dem Geschlecht der Capol gelegen hatte, ist auch mit Johann Gaudenz zu Grabe getragen worden.

Das Schlösschen

Noch heute, nach drei Jahrhunderten, steht das Schlösschen in seiner zeitlosen äusseren Schönheit da, als wäre es für die Ewigkeit gebaut. Als Johann Gaudenz von Capol im Jahre 1682 daran ging, für sich und seine Nachkommen, die dann allerdings nicht eintrafen, das Haus zu bauen, stand er auf der Höhe seines Le-



Das Schlösschen, Stich von F. Küpfer.

Täfer der Prunkstube.
 Bild: The Metropolitan
 Museum of Art, Rogers Fund,
 1906.



bens und Wirkens. Das Schlösschen hatte ein Wahrzeichen des Namens und der Grösse seines Geschlechtes, zum Ruhme der jetzigen und kommenden Generationen zu sein. Es sollte nicht nur die gehobene Wohnkultur, die auch in Graubünden Einzug zu halten begann, aufzeigen, sondern auch den gehobenen Stand, den Adel seines Erbauers betonen. Als äusseres, weit sichtbares Zeichen war es der dem Gebäude angefügte Turm, der den Standesunterschied zum Ausdruck brachte, so wie die früheren Ritterburgen durch den Wohnturm, aus dem sie entstanden sind, gekennzeichnet waren. Wenn aber eine Burg des 12. und 13. Jahrhunderts ohne Turm gar nicht denkbar war, so wenig berechtigt, ja sinnlos war er für einen Bau in den späteren Jahrhunderten. Wie die Türme der Schlösschen Rosenroll in Thusis, Buol in Parpan, Travers in Paspels und manch' andere zeigen, haben sie keinen anderen Zweck, als dem Gebäude ein schlossähnliches Aussehen zu geben.

Dieses frühbarocke Herrenhaus wurde auf dem Fundament eines einstigen, abgetragenen Gebäudes errichtet und hatte den Eingang auf der Südseite von einem mit schanzähnlichen Mauern umfriedeten Garten. Über dem Portal sind das in Stein gemeisselte Baujahr 1682 und die Wappen der Capol mit dem silbernen Pfeil und der Schorsch mit dem Wehrturm ange-

bracht. Amalie von Schorsch stammte aus Splügen, wo ihre Familie von jeher den Passverkehr über den Splügen und den St. Bernhardin besorgte. Die Grabtafel der Amalie von Schorsch in der Kirche von Flims lobt sie als «Erbauung des Gemahls, ein Vorbild der Frömmigkeit, einen Spiegel der Tugend, den Armen ein Trost». Von diesem monumentalen Eingang führt eine Kalksteintreppe ins erste Geschoss, in dem sich auch der heutige Eingang von der Nordseite her befindet. In diesem Geschoss liegt in der Süd-West-Ecke die Prunkstube mit dem einstigen Täfer, dessen Verlust heute noch nicht verschmerzt werden kann. Wenn auch der Holzschnitzer, der dieses Kunstwerk geschaffen, kein Zeichen seiner Urheberschaft hinterlassen hat, darf doch mit Sicherheit angenommen werden, dass es Tadäus Acker aus Feldkirch war, denn im benachbarten Sagens, wo er auch tätig war, ist er im Jahre 1684 im Kirchenbuch eingetragen als «der Zyth Schreiner bei Landrichter Gaudenz von Capol».

Dieses Täferzimmer gilt nicht nur als eines der schönsten des Kantons Graubünden – Erwin Poeschel nennt es in seinen «Kunstdenkmälern» «das reichste Täfer dieses plastischen Stiles in unserem Gebiete» –, sondern der ganzen Schweiz. Es muss ein bewegender Augenblick gewesen sein, als man vor nun bald hundert

Jahren dieses Gemach, einen kleinen Saal von 5.80 m im Geviert und 3.50 m Höhe, mit seinen überreichen Schnitzereien und Einlegearbeiten betreten konnte. Von uns Heutigen hat es keiner mehr gesehen; ich gebe hier, etwas gekürzt, die Beschreibung des Kunsthistorikers Rudolf Rahn, 1841–1912, aus dem Jahre 1873 wieder: «Künstlerisch hervorragend war seine Ausstattung nicht, aber sie stellte ein Ganzes vor, das reizvoll wirkte und den Stand provinziellen Kunstvermögens in üppigster Entfaltung zum Ausdruck bringt. Decken, Wände und Fenster-nischen sind vollständig ausgetäfert. Das mittlere Achteck der Decke enthält die Alliance-Wap-pen der Capol und Georgis. Zwischen der Dek-ke und den Flachbögen der Fenster-nische zieht sich eine Attika hin. Sie ist durch Hermen von Türken, Mohren, alten Weibern, jungen Män-nern und Frauen abgeteilt, zwischen denen vier-eckige Kassetten, von Laubwerk umgeben, eine Auswahl von Tieren enthalten. Ein reiches Ge-simse zieht sich zwischen dieser Attika und dem darunter befindlichen Täfer herum. Die Feldun-gen des Sockels sind rechteckig, die darüber be-findlichen nach oben halbrund geschlossen, mit nüchternen Intarsien und die Bogenzwickel mit geschnitztem Laubwerk geschmückt. Magere Hermenpilaster trennen diese Feldungen. Die niedrige Thüre hat einen geschweiften Giebel mit unterbrochener Mitte. Zwei Säulen mit ko-rinthischen Kapitälern sind über und über mit geistlosem Blattwerk verziert. Dem Aufwand mit Details steht ihre Ausführung nach, die auch vielfach nachlässig, eine spröde Technik und ländlichen Geschmack verrät.»

Es fällt auf, dass Rahn, der seinerzeit als Au-torität seines Faches galt, dieses Kunstwerk recht nüchtern, teilweise sogar abschätzig beur-teilt. Das ist insoweit zu begreifen, als auch der Geschmack zu allen Zeiten dem Wandel unter-worfen ist. Manches, was vor mehr als hundert Jahren noch als schön, kunstvoll galt, ist heute überholt und wird teilweise als künstlerisch wertlos abgelehnt. Aber auch manches von dem, was wir aus vergangenen Zeiten heute als künstlerisch wertvoll empfinden, fand damals eine abweichende, ja ablehnende Beurteilung. Man denke nur an die Restaurierung vieler

Schlösser aus jener Zeit in ihren unerfreulichen neugotischen und sonstigen undefinierbaren Stilarten, die damals als schön galten, wodurch viel wertvolles Kulturgut verloren gegangen ist. Aus diesem Gesichtswinkel muss Rahns eher abweisendes Urteil verstanden werden, das aber dem hohen künstlerischen Wert dieses Täfers keinen Abbruch tut.

Uns Heutigen erscheint es unverständlich, man möchte sagen verbrecherisch, dass man ein derartiges Kunstwerk für karges Geld ins Aus-land verschachern konnte. Wenn man aber das Kunstverständnis und die weitverbreitete Denk-art unserer Bevölkerung vor hundert und weni-ger Jahren in Betracht zieht, die im Kunstgut vergangener Jahrhunderte nur alten Plunder, bestenfalls noch seinen Sachwert sah, ist es, wenn auch widerwillig, begreifbar, dass man sich auch von diesem Prunkzimmer ohne weite-re Überlegung und Gewissensbisse trennte. Über den Hergang des Verkaufes bestehen wi-dersprüchliche, nicht mehr genau nachzuprü-fende Angaben. Nach den wenigen vorgefunde-nen Aufzeichnungen wurde das Täfer dieses Saales zusammen mit einigen Täferstücken aus anderen Zimmern und drei Kachelöfen im Jahre 1883 für 12 000 Franken an eine Frau von Sprengel aus München verkauft, worauf es am 30. Juli 1884 für 17 000 Franken an einen Dr. Riebeck in Berlin übergang und wenig später an das dortige Kaiser Friedrich-Museum kam. Wie es von da nach New York gelangte, ist unklar. Angeblich soll ein Gönner dieses Täfer für 25 000 Mark erstanden und es 1906 dem Me-tropolitan-Museum geschenkt haben. Anfäng-lich wurde es dort, in Kisten verpackt, in den Kellern gelagert, bis es sich in einem eigenen Raum, dem «Swiss Room», wieder in seiner vollen Schönheit entfalten konnte. In der beige-zogenen Erklärung steht u. a. zu lesen, «dass die (geschnitzten) Türken die damalige Furcht vor einer türkischen Invasion personifizierten». In Flims mag man zu jener Zeit kaum einen Ein-bruch der Türken befürchtet haben, aber der Schnitzer Tadäus Acker, ein Österreicher, woll-te unter dem Eindruck der Belagerung Wiens durch die Türken, 1683–1699, mit seinen dar-gestellten Türken, welche gebeugten Rückens

die Zimmerdecke halten mussten, sinnbildlich damit zum Ausdruck bringen, dass diese Gestalten, wie weiland Herkules die Weltkugel, als Strafe zur Tragung ewiger Lasten verdammt seien. Als man sich später auch bei uns auf den Wert abgewanderten Kunstgutes zu besinnen begann, fragte vor einigen Jahren die Gemeinde Flims das Metropolitan-Museum über die Möglichkeit eines Rückkaufes dieses Täferzimmers an, bekam aber zur Antwort, dass Museumsgegenstände unveräusserlich seien und allenfalls die Anfertigung einer Kopie für eine Million \$ möglich wäre.

Die Veräusserung der Flimser Prunkstube ist in Graubünden kein Einzelfall geblieben. Das aus dem Jahre 1584 stammende Renaissancetäfer im Schloss Haldenstein, das mit seinen Einlegearbeiten aus verschiedenfarbigen Hölzern demjenigen aus Flims an Kunstfertigkeit und Schönheit kaum nachstand, wurde im selben Jahre, 1884, vom Berliner Kunstmuseum erworben und befindet sich nach verschiedenen Wechselfällen in einem Museum der Deutschen Demokratischen Republik. Auch die drei Täferzimmer der «Casa Gronda» in Ilanz kamen ausser Haus, blieben aber im Lande; das schönste davon wurde sinngemäss in einen Saal des Schlosses Ortenstein eingebaut.

Der Saal im zweiten Obergeschoss ist besonders durch seine Rokokostukkaturen bemerkenswert, welche in Medaillons die vier Jahreszeiten darstellen und aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen. Erhalten sind auch noch einige der ursprünglichen Kachelöfen aus den bekannten Werkstätten Pfau in Winterthur und der Gebrüder Meyer in Steckborn sowie die schmiedeisernen Gitter zu den Treppenaufgängen. Ein Verkaufsangebot vom Juli 1836 beschreibt das Haus, von unbedeutenden Veränderungen abgesehen, noch ziemlich genau in seinem ursprünglichen Zustande; es heisst darin: «Dieses solid aus Stein aufgeführte Gebäude enthält in drei Stockwerken und dem daranstossenden Meierhause 12 heizbare und 13 unheizbare Zimmer, 3 Küchen, einige gewölbte zum Theil saalförmige Gemächer und 5 gewölbte und einen ungewölbten Keller; die Treppen sind von Stein, die Gänge gewölbt und mit Steinplat-

ten belegt. – Ausser dem Hauptgebäude und dem Meierhause gehören noch hinzu: ein Stall für 32 Stück Vieh und 6 Pferde, ein gemauertes Waschhaus mit fliessendem Wasser, welches, falls das Gebäude zu einer Fabrik bestimmt würde, durchgeführt werden kann, ein Holzschopf, ein Hof und eine geräumige daranstossende Baustelle. Ferner an Liegenschaften: ein grosser Baumgarten, zwei Gärten und die sogenannten Quadern, eine Wiese, von circa 15 à 16 Chiavera, jede zu 333¹/₃ Klfr., deren Düngung nur durch die Strassen-Wasser geschieht, alles an die Gebäude anstossend.»

Nachdem Johann Gaudenz von Capol kinderlos gestorben war, gelangte dieser ganze Besitz an seine Bruderstochter Maria, die mit Herkules Dietegen von Salis-Seewis vermählt war. Sein Schloss Unter-Tagstein erbte seine mit Anton von Salis-Seewis verheiratete Nichte Margareta. Auch die Salis haben im Schösschen Spuren hinterlassen; aus ihrer Zeit stammen einige Stuckdecken mit Gemälden im Rokokostil. In ihrer Familie wurde der Name des Erblassers bis in die späteren Generationen weitergegeben. Marias Sohn, Johann Gaudenz, hat, wahrscheinlich noch in jungen Jahren, auf seinen Grossvater eine Ode verfasst, deren etwas ungelenke Anfangsverse lauten:

«Eh sollt nun auch mein Pflicht und
Schuldigkeit entrichten /
Dem Herren Oheim mein ein Todten-Lied
zu dichten /
Erkenne aber wohl / dass ich nicht bin
im Stand /
Drum werthe Musen-Schaar /
ach! bietet mir die Hand.»

Besser gelang es unserem Landesdichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis, 1762–1834, Marias Urenkel, der während eines Aufenthaltes im Schösschen ebenfalls im jugendlichen Alter, 1783, das Gedicht «Das Grab» verfasst hat, das später von Xaver Schnyder vertont wurde:

«Das Grab ist tief und stille,
Und schauerhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land . . .

Das Schlösschen ist mehr als ein Jahrhundert lang bei den Salis verblieben. Nach einem Besitzwechsel innerhalb der Familie – gemäss Vertrag vom 26. Februar 1843 tauschte Johann Jakob mit Johann Ulrich, dem «Bothmar Hans», das Schlösschen gegen den «Bothmar» in Malans – wechselte es in der Folge sehr rasch seine Besitzer. Am 17. November 1855 verkaufte Hauptmann Johann Ulrich von Salis-Seewis es an den Obersten Christ in Chur, der es schon zwei Jahre später an Hans Parli weitergab; diesem muss der Verkauf des Prunktäfers angelastet werden. Die Erben Jacob Parlis verkauften das Schlösschen 1892 an Anton Mattli von Reichenau, aus dessen Hinterlassenschaft es 1946 in den kurzfristigen Besitz eines Hans

Schlimme gelangte, und von diesem erwarb es am 15. Januar 1948 die Gemeinde Flims.

Das Schlösschen Capol hat drei volle Jahrhunderte überstanden, noch kein hohes Alter für ein Schloss. In diesen Jahrhunderten musste es oft schweren Zeiten und Stürmen standhalten, den Durchzügen fremder Kriegshorden während der schlimmen Franzosenzeit, dem Einbruch der ausgehungerten Kosaken des Generals Suworow im Spätherbst 1799. Es hat sie mehr oder weniger unbeschadet überwunden. Nun ist das Schlösschen in den Schoss der Gemeinde eingekehrt, und damit dürfte es wieder in stetigere Bahnen seiner Geschichte eintreten und weitere Jahrhunderte überdauern.

Möchten Sie Ihr Heim gediegen ausstatten?



Unsere in rein **handwerklicher Arbeit** hergestellten Artikel eignen sich vorzüglich dazu.

- Tisch- und Couchdecken (Wolle)
- Tischdecken und Servietten (Leinen und Halbleinen)
- Stuhl- und Eckbankkissen
- Vorhänge – Teppiche
- Kissen – Möbelläufer usw.

Alles auch in **Extra-Grössen**

Verlangen Sie eine unverbindliche Auswahl oder unseren Prospekt.

Wir stellen auch an der HIGA aus.

EMMENTHALER HANDWEBEREI 3532 Zäziwil, Tel. 031/91 04 08